Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 201 (1928)

Artikel: Heimkehr
Autor: Jegerlehner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimkehr.

Von J. Jegerlehner.

Tief in der Felsenspalte rauscht und strudelt das Bergwasser. Es hat sich im Laufe der Jahre in den Fels gefressen und das Bett erweitert, während oben die beiden Kanten kaum den Himmel durchblicken lassen, so nahe stehen sie zusammen. Eine schmale eiserne Brücke, die in neuerer Zeit an Stelle der alten Zugbrücke geschlagen wurde, überspannt die Schlucht, denn unweit davon liegt im Grün der Weingärten ein altes Marktstädtchen mit Burgen und Ringmauern, die noch fast so gut erhalten sind wie zur Zeit, als sie zu Wehr und Trutz errichtet wurden.

Über das Mäuerchen der Brücke gebeugt stand Franz Escher und schaute dem Spiel der Wasser zu in der Schlucht. Er war in dunklen Samt gekleidet und hielt mit der Rechten den breitkrempigen Hut fest, damit er nicht auf Nimmerwiedersehen hinunterfliege. Dann hob er den Kopf und sah in die Höhe. Hoch über der Schlucht lag, auf engem Raum zusammengedrängt, das Dörfchen Binegg im Glanz der Abendsonne. Über die weiße Kirche daneben schlugen schon die Schatten, aber auf den Schneeflecken über dem Grün der Alpweiden lag noch der Schein der sinkenden Sonne. Es war das letzte Glühen vor dem Erlöschen, nur noch ein gedämpftes Blinken, ein „seht noch schnell hin, dann bin ich weg!“ Zwei Fenster einer Hütte aber warfen so stechende Blitze, daß sie das Auge blendeten.

Ein Mädchen und ein Bub, die einige Heimkühe dem Städtchen zutrieben, stießen sich an: „Du — ein Italiener! Schau das Gesicht und die weiten Samthosen!“ Das Antlitz des Fremden, das ein schwarzer, grau angetönter Bart umrahmte, war dunkelbraun wie das der Südländer, die an dem Wasserwerk arbeiteten. Wenn er vor dem Einnachten oben in Binegg sein wollte, so mußte er sich auf den Weg machen. Er ergriff das von Glanzleder umschlagene Bündel auf dem steinernen Geländer, folgte den glockenden Kühen und gelangte bald in den Flecken, durch den er gemächlich dahinwanderte.

Immer noch wie vor einem Vierteljahrhundert, dachte er, als er an den Läden und Wirtschaften vorüberging. Im Löwen noch das alte Schild mit der gelben Katze, die so gemütlich die Zunge herausstreckt — auf dem Kirchturm der schiefgedrückte Gockel. Ab und zu, wenn er eine Aufschrift las oder einen Mann unter der Tür stehen sah, nickte er mit dem Kopf, wie wenn er sagen wollte, „der ist auch noch da — alles gleich wie damals!“

Er bog von der Straße ab und schlug den Fußweg ein, der durch wildes Gestrüppe sich hangauf schlängelte. Er eilte nicht sehr, denn er mußte sein Herz schonen. Zudem war der Weg sehr stotzig, und das Steigen kam ihn bald sauer an. Eine Frau, die mit einer Hutte voll Gras ihre Kuh auftrieb, ließ er achtlos vorüberziehen; erst, als sie ihn grüßte, drehte er den Kopf. Sie trug einen grauen, aufgesteckten Rock und ein braunes Tuch über den Kopf, so daß er nur das schmale, saubere Gesicht erblickte. Das war eine aus dem Dörfchen, und er besann sich, wer es wohl sein könnte; denn wenn er auch nur flüchtig auf sie geschaut hatte, so kam sie ihm doch bekannt vor. Er beschleunigte die Schritte, um sie einzuholen, aber sie stieg ihm zu rasch, so daß er das Tempo bald wieder mäßigte. Er blieb immer mehr zurück, und zuletzt verhallten die Töne der wandernden Kuh im Strauchwerk.

Die Sonne war eben niedergegangen, als er in Binegg anlangte. Vor dem ersten Haus blieb er stehen. „Herrgott! Jetzt hab ich's!“ sagte er vor sich hin. „Das war die Viktorine, die ich einst — ob sie noch in dem Häuschen da wohnt?“ Es war ein einstöckiger Holzbau auf steinernem Fundament, mit herunterhängenden Läden. Einer derselben war losgerissen und wurde nur noch von einem Nagel festgehalten. Neben der Kellertür stieg aus dem Wust von Brennesseln und Glockenblumen der Stamm eines alten Rebstockes, der sich bald in zwei Äste teilte, die zu den hoch über dem Boden liegenden Fenstern emporkletterten und die Mauer mit grünem Laube verkleideten. Einer der Äste rankte sich noch höher hinauf und umschloß das Giebelfenster mit einem dichten Laubkranz. Wenn die Viktorine dort herausschaute und den Kopf über das Gesimse bog, streichelten die Blätter ihr die Wangen. Ihm schien, das Mädchen sollte jetzt wieder wie damals in dem grünen Laubgewinde

stehen. — Sie war ihm eine Weile gut gewesen, dann hatte sie einen andern geheiratet, und eine Spanne Zeit war seither verstrichen — fünfundzwanzig Jahre, und ihm waren die grauen Haare gewachsen. Er war nach Argentinien ausgewandert und hatte dort einen Hausstand gegründet. Fünf Kinder hatte ihm die Frau geboren, dann war sie gestorben. Die Kinder waren mutterlos aufgewachsen und jetzt zum Teil auch schon verheiratet. Sie malten sich ihre Heimat nur nach den Worten und Erzählungen ihres Vaters aus und kannten weder Heimweh noch Bergessehnsucht. Der Vater aber, der spürte mit der zunehmenden Einsamkeit einen Druck auf dem Herzen, der von Jahr zu Jahr sich steigerte, je älter er wurde. Und als in sein Haus eine verzehrende Stille getreten war, da faßte er den Entschluß, zurückzukehren in sein Alpdorf, zu dem grünen Tannwald und der Bergesfrische, Heimatluft zu atmen und wieder einmal Aug in Auge sich gegenüberzustehen mit den alten, leuchtenden Schneebergen. Die weißen Gipfel mit den schäumenden Bächlein, die hatte er drüben am meisten vermißt. Bis zum Herbst wollte er in seiner alten Heimat weilen und dann wieder umkehren in die Fremde nach Amerika.

Nun stand er vor dem Häuschen der Viktorine. Ob sie wohl noch darin hauste? Er konnte ja eintreten und nach ihr fragen. Als er auf der Hinterseite der Hauses anklopfte, erschien eine jüngere Frau, die ein Kind an der Hand führte. „Nach der Viktorine möchte ich fragen, wo sie wohnt", sagte er mit wackliger Stimme und spähte an ihr vorüber in die Küche.

„Die Viktorine? Die Frau Ambord?"

„Die Frau mit dem schmalen, feinen Gesicht, die soeben mit einer Kuh da durchgekommen sein muß!"

„Ja, die Viktorine Ambord. Sie wohnt oben im Dorf, grad neben der Post!"

Er schwankte, unschlüssig, ob er noch mehr fragen solle, wie es ihr gehe, wie viele Kinder sie habe; aber was ging ihn die Viktorine noch an? Sie hatte ihn abgewiesen, als er um sie warb, und jetzt war sie die Frau Ambord. Nichts ging sie ihn an.

Er dankte für die Auskunft und ging die Straße entlang weiter. Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und doch, wie war hier noch alles im alten geblieben! Als er einer Pfütze auswich, wußte er, daß bei der Post wieder so ein Tümpel im Wege liegen würde, und richtig, da war er auch. Ihm schien es nicht so lange her, seit seinem letzten Gang durch das Dorf. Die Leute, die ihm begegneten, achteten seiner kaum. Sie hielten ihn für einen Italiener, der hergereist war, um an dem Tunnel zu schaffen. Oben im Wald wurde ein Stollen durch den Berg getrieben, an dem sechs Italiener beschäftigt waren; und die stiegen ab und zu ins Dorf hinab oder noch weiter hinunter ins Städtchen, um Proviant zu holen oder der Messe beizuwohnen.

Bei der Wirtschaft bog er ein und fragte um Unterkunft. Die Wirtin rief das Mädchen, das zwei Treppen voranging und ihn in ein schmales, weiß gestrichenes Zimmer führte. „Es hat viele Wochen niemand darin geschlafen", bemerkte das Jüngferchen, das kaum der Schule entwachsen sein mochte. „Wenn der Inschenör kommt für den Kanal, so logiert er immer hier, und einmal hat der Bischof da drin geschlafen, als er zu uns kam, um zu firmen. Dann soll ich fragen, ob Ihr etwas essen wollt. Wenn ihr Milch begehrt oder Minestra, so könnt Ihr beides haben."

„So gebt mir beides!" versetzte er. „Ich bin hungrig. Wenn ich das Bündel ausgepackt habe, so komme ich hinunter in die Gaststube."

Das Mädchen blieb stehen, strich die glänzenden, hellblonden Haare aus den Schläfen und schaute ihm neugierig zu. „Jetzt macht es nicht schön oben im Berg", sagte es. „Es fließt viel Wasser aus dem Stollen, und da haben sie Bretter legen müssen."

„In welchem Berg?" fragte er und drehte sich gegen das Mädchen, das ihm nicht übel gewachsen schien, denn seine Augen blieben mit steigendem Wohlgefallen an der schlanken Gestalt und dem schönen Gesichte haften.

„Ei, in der Wasserleite!"

„Baut ihr eine neue Wasserleitung?"

„Schon seit acht Jahren bohrt man an dem Loch. Der alte Kanal, die Niwa, ja, die ist schon sehr alt, und da muß man jedes Jahr ausbessern und einen Wächter anstellen, und das kostet viel Geld, und dann haben wir noch zu wenig Wasser.

Aber ich glaubte, Ihr seid gekommen, um an dem Tunnel zu schaffen?"

Der Fremde lachte. „Ich bin kein Italiener, wenn ich schon wie ein Kalabrese aussehe. Ich bin — ich komme aus Amerika."

Das Mädchen riß die blauen Augen auf und schlug die Hände zusammen. „Ist's möglich? Aus Amerika? Eine so weite Reise habt Ihr jetzt gemacht?"

„Drei Wochen bin ich auf dem Schiff gefahren und habe einen großen Sturm erlebt, dann zwei Tage auf der Eisenbahn — da den Berg herauf bin ich freilich zu Fuß."

„Da werdet Ihr müde sein. Ich will Euch ein andres Kopfkissen bringen; das da ist zu hart", und es zog das flachgedrückte Spreukissen weg.

„Ja, ich will bald zu Bette gehen", brummte der Amerikaner und kramte wieder an seinen Sachen.

„O, hier weht eine reiche Luft," schwatzte das Mädchen weiter, „die wird Euch gut tun."

„Die Luft ist hier reich und gesund", wiederholte er. „Ja, ja, das ist sie. Sie erfrischt das Herz." „Regine!" scholl es spitz und laut von unten herauf. Das Mädchen drehte sich so flink um, daß der aufgebundene Zopf in den Nacken rutschte, warf noch einen scheuen, staunenden Blick auf den Mann, der nun aufgerichtet da stand, über mittelgroß und kräftig gebaut, und murmelte halblaut, mit Verwunderung und großem Respekt: „Aus Amerika!" Dann verschwand die Jungfer, die Tür offen lassend, auf der Treppe.

2.

Franz Escher fühlte sich in Binegg bald wieder zu Hause. Das Dorf hatte noch ganz denselben Anstrich wie früher: braune Hütten zu beiden Seiten der Gasse und zwei freie Plätze, die bei Feuerausbruch ein Übergreifen der Flammen von einem Viertel zum andern verhüten sollten. Ein neues Haus war im Bau begriffen und ein morschgewordener Speicher durch einen neuen ersetzt worden. Von seinen alten Bekannten waren einige ausgewandert, andere lagen unter der Erde. Seine Jugendgefährten von ehemals waren fast alle verheiratet, Väter von großen Familien, einige saßen im Rat. Er mußte ihnen erzählen von seinem Hausstand in Santa Fé, von dem Klima, der Bauart der Häuser und von den Viehpreisen. Als er ihnen sagte, in Amerika sei jetzt Winter, machten viele ein erstauntes Gesicht.

„Jawohl," versicherte er, „wenn ich im Herbst wieder zurückkehre, geht es abermals dem Sommer entgegen."

„Und wir haben noch fast keinen Sommer gehabt dieses Jahr", klagten die Bauern. „Acht Monate Winter und vier leide Monate, das ist unser Klima. Darum steht das Gras so schlecht; aber morgen beginnen wir doch mit dem Heuen. Du kannst uns helfen, Franz."

Aber er schüttelte den Kopf. „Ich möchte mich hier ausruhen. Wenn man die Fünfzig überschritten hat, ist man nicht mehr so schußlig. Drüben, da gerät man von einer Arbeit in die andere."

„Wie hier!" bemerkte der Schuster Felix. „Was du dort gefunden hast, hättest du hier auch haben können."

„Ja, wenn ich nochmals anfangen müßte," sagte Franz, „ich würde mich anders besinnen."

Auf den Nachmittag war eine Schießübung in der Zunftlaube angesetzt. Um ein Uhr rasselten die Trommler durch das Dorf und riefen die Schützenbrüder zur Sammlung. Auf der Straße vor dem Gemeindehaus reihte man sich auf zwei Glieder. Der Schützenmeister kommandierte, und zum Takte der Trommeln und Pfeifen setzte sich der Zug in Marsch. Die Gasse war so eng, daß die Frauen und Kinder zwischen die Häuser ausweichen mußten. Es ging steil bergauf, aber die Schützenlaube befand sich in der Nähe. Es war ein altes steinernes Gebäude und samt den drei Weinfässern im Keller der Schützengesellschaft zu eigen. An jedem schönen Sonntag knallten den ganzen Sommer durch aus den Fenstern die Schüsse. In einem braunen, mit Intarsien geschmückten Wandschrank stand für jeden ein großes Glas, das schon vor dem ersten Schuß zweimal gefüllt wurde. Zwischen den Übungen kreisten beständig die alten, verstaubten Kannen, und manch einer würde sich auf billige Art ein Räuschlein geholt haben, wenn nicht um vier Uhr ein kräftiger Imbiß das Gleichgewicht wieder hergestellt hätte.

Franz befand sich als alter Schützenbruder auch im Festzug, und er schoß die erste Übung

mit, fehlte aber jedesmal die Scheibe, so daß er für den weitern Verlauf des Schießens kein Interesse mehr zeigte und sich an einen Tisch zurückzog. In Amerika hatte er mit der Jagdflinte ab und zu sein Glück versucht, denn ein andres Gewehr besaß er nicht, und nun waren seine Augen schwach geworden. Wenn er das linke zukniff, so konnte er das Schwarze von dem Weiß der Scheibe kaum mehr unterscheiden.

An einigen Tischen wurde gespielt, an andern die Dorfpolitik versponnen, oder man redete von dem kühlen Wetter, von angepriesenen Futtermitteln und von der neuen Wasserleitung. Franz nahm auch teil an dem Gespräch, aber er hörte mehr zu, als daß er redete, und doch hätte er den Dörflern gar Vieles und Seltsames erzählen können von den großen Farmen des Westens, den unermeßlichen Viehherden, den listigen Gauchos und von der Lebensweise auf den argentinischen Bauernhöfen, die so ganz anders war als hier in den Bergen. Doch er war mit seinen Sinnen nicht mehr jenseits des großen Meeres. Er stand wieder auf dem sicheren Heimboden, aß Roggenbrot und Alpenkäse und fühlte wie irgendeiner, der hier festgewurzelt war.

In ihre Unterhaltung knallten die Schüsse aus dem Stand, oder es erscholl plötzlich ein lautes Gelächter, wenn ein „Waldbruder" gezeigt wurde, wie man hier die Fehlschüsse nannte. Sie leerten flink die großen Gläser, wenn die Kannen sich näherten, und führten das Gespräch weiter. Nach der Preisverteilung wurde die Tagung durch den Pfarrer geschlossen. Die Gesellschaft trat den Rückmarsch an, die Trommler hämmerten mit aller Kraft auf das Kalbfell, die Pfeifer schlugen mit dem Kopf den Takt dazu und bliesen, als ob sie den Weltfrieden damit erzwingen wollten. Auf dem Dorfplatz ertönte abermals die Stimme des Kommandanten, dann löste sich der Zug auf. Es bildeten sich Gruppen, wo man die heißen, weinschweren Köpfe zusammensteckte und mit polternder Geschwätzigkeit belanglose Dinge verhandelte.

Franz strich allein dem Dorfbächlein entlang über die Hütten hinaus, um die Stirne verkühlen zu lassen. Er hatte gegen seinen Willen immer wieder anstoßen und zutrinken müssen, und er fühlte eine Schwere im Kopf, die ihm lästig fiel. Die Abendkühle und der frische Wind, der über die Höhen strich, taten ihm wohl. Er setzte sich an den Rand des Baches, der plauschend dahinglitt, und richtete seine Blicke auf die Berge, die, scharf umrissen, so klar und leuchtend vor ihm standen. Die Gletscher funkelten mit ihren goldenen Schildern, und in den Feldblumen zirpten die Grillen. Auf den Dächern lag der warme Glanz der Abendsonne. Das war die Heimat, wie sie in den trüben Stunden seiner Einsamkeit in der Fremde vor ihm aufgestiegen war wie ein Traumbild und ein jähes Heimweh wachgerufen hatte. Schönes, warmes Heuwetter schien sich jetzt einstellen zu wollen. Der Schnee war aus den Alpen gewichen, und in den Tobeln und Runsen glitzerten die Silberfäden der Schaumbäche. Vielleicht, daß er noch einige Tage hinaufstieg auf die Alp, wenn das schöne Wetter ihn dazu verlockte.

Da schritt das Mädchen des Weges, das ihm gestern die Stube gerichtet hatte. Es grüßte freundlich und blieb stehen. „Ihr schaut Euch die Berge an", redete es ihm zu. „Es ist eine Pracht, wie sie aussehen heute. Vor acht Tagen hat es bis tief herab geschneit, und wir mußten das Vieh von der Alp herunterholen."

„So, so," machte er, „habt Ihr manches Stück oben?"

„Nur zwei Kühe; die dritte, die konnte nicht mit, sie ist lahm. Aber sie ist nicht viel nutz im Stalle sie gibt wenig Milch. Ich glaube, sie hat lange Zeit nach der Alp."

„So wie ich", erwiderte er. „Wer ist die Frau, die da kommt?"

„Das ist meine Mutter!"

„Ja, bist du nicht aus dem Wirtshaus, Mädchen?"

„Nein, ich bin nur zur Aushilfe dort, wenn sie mich grad nötig brauchen. Mutter, da ist der Mann aus Amerika!" rief es laut.

Die Frau blieb stehen und schob das Kopftuch zurück. Sie trug ein großes Krautbündel unter dem Arm und war in braunes Landtuch gekleidet wie die andern Frauen, aber das Gewand war von abstechender Sauberkeit, wie neu aus der Truhe genommen.

„Ich bin Euch gestern begegnet, wie Ihr den Weg heraufgestiegen seid", begann sie mit heller

Stimme und verzog lächelnd den Mund, der mit seinen schmalen, geraden Lippen dem Gesicht etwas Herbes, Entschlossenes verlieh.

„Viktorine," rief er sich erhebend, „ich — ich bin der Franz Escher aus Amerika."

„Der Franz seid Ihr?" erwiderte die Frau staunend und ruckte mit dem Bündel. „Jetzt kenn ich Euch wieder. Ein bißchen älter seid Ihr geworden, aber sonst — o, ich kenn Euch schon wieder." Ihre Augen glänzten, und die Wangen färbten sich rot. Franz hielt ihr die Hand hin. „Und Ihr habt Euch wenig verändert; immer noch die blauen Augen und die roten Backen; jetzt sind sie wieder da, aber gestern, da waren sie blaß."

„Ich bin jetzt eine alte Frau — wenn man erwachsene Töchter und Buben hat!"

„Das ist Eure Tochter, die Regine?"

„Ich habe noch eine ältere; die ist seit dem Frühjahr unten in Domo. Ich habe vier Kinder, und seit mein Mann gestorben ist, kann ich sie nicht alle zu Hause behalten."

„So! Er ist gestorben — der — wie hieß er doch? — der Johannes. Ja richtig!"

„Ja; bald sind es sieben Jahre. Er bekam den Lungenstich und starb, kaum daß er sich zu Bette legen konnte, so schnell ging es. Und das Jüngste, das war nur einen Monat früher gestorben."

„Da habt Ihr auch Euer Kreuz zu tragen, Viktorine", versetzte Franz und sah hinüber zu den Bergen.

„Und Euch geht es gut, Franz?"

„Noch nie so gut wie jetzt. Meine Kinder sind erwachsen, und da wollte ich wieder einmal nach der Heimat schauen — es wird das letzte Mal sein. Und man kann sie halt nicht vergessen." Seine Stimme klang dumpf und weich, und seine Blicke blieben an dem Gesicht der Frau haften.

„Wollt Ihr bei mir ein Glas Wein trinken? Er ist zwar nicht so gut wie andre Jahre, aber —"

„Nein, ich danke, Viktorine, ich habe noch genug von der Schützenlaube, doch komme ich gerne mit."

„So gehen wir", sagte sie und schritt voran. Die Regine hatte dagestanden und zugehört, mit lachenden Augen und Lippen, mit freudigem Stolze, daß der Mann aus Amerika plötzlich wie ein alter Freund zu ihrer Mutter stand. Als Franz ins Haus getreten war und auf der Bank, die längs der Stubenwand lief, sich niederließ, hatte sie schon den Wein aus dem Keller geholt und ein Glas eingeschenkt. Es war dunkelroter Landwein aus den Bergreben, die unterhalb des Dorfes in einer Mulde wuchsen, in welche die Sonne an schönen Tagen hineinbrannte und die eine bessere Sorte lieferten, als man der hohen Lage wegen hätte schließen können.

„Wo sind denn Eure Buben?" fragte Franz und erhob das Glas. „Zur Gesundheit!"

„Der eine ist grad in der Rekrutenschule, der andere hirtet oben in der Gerenalp. Sie sind beide brav und haben mich lieb", fügte die Frau in aufschwellendem Mutterstolz hinzu. „Um die brauch ich mich nicht zu sorgen. Der ältere hat schönes Geld auf der Kasse, und er weiß es nicht einmal. Er wird froh sein, einen Batzen zu haben, wenn er einmal heiraten will."

„Und er weiß nichts davon? Das ist gut!"

„Ja, er bezahlt der Mutter die Kost," fügte das Mädchen bei, „aber viel zu viel. Da nimmt sie, was sie nötig hat, und dann legt sie doch fast alles auf die Seite."

„Seid froh, gute Kinder zu haben", erklärte Franz in ernster Gemessenheit. „Das Mädchen scheint mir auch nicht übel geraten zu sein. Das ist eine, die kann einmal Staat machen. Meine Kinder, da könnte ich nicht so rühmen. Der Älteste hat eine Geldheirat gemacht und ist jetzt bös dran mit seiner Frau. Die Töchter, von denen ist mir eine verdorben worden, und das ist noch die anhänglichste, die andern hat es in die Stadt gezogen. Sie dienen in einem Hotel und fühlen sich wohl und sind froh, nicht an der Sonne schaffen zu brauchen. Als ich fort ging, hat es mir geschienen, als ob es ihnen lieber wäre, ich käme nicht mehr zurück."

„Und die Mutter — Eure Frau?" fragte die Regine.

„Die ist mir bei dem sechsten Kinde gestorben. Ich bin seit fast zwanzig Jahren Witwer."

„Und jetzt bleibt Ihr eine Zeitlang hier?" erkundigte sich die Frau.

„Ja, bis im Herbst. Vielleicht fange ich unterdessen noch etwas an. Das Geld habe ich bei mir. Wenn es mir etwas gäbe, die drüben haben ihren Teil schon."

Mutter, da ist der Mann aus Amerika.

„Ich gehe jetzt die Ziegen melken," bemerkte die Viktorine. „Die Herde ist angekommen. Ihr könnt noch hierbleiben!"

„Mutter, ich gehe schon", rief das Mädchen schnell und hüpfte über die Schwelle.

„Wollt Ihr nicht absitzen, Viktorine? Da nehmt einen Schluck!"

Die Frau nippte an seinem Glase und stellte es wieder hin. „Also schon 25 Jahre sind es. Wie die Zeit läuft!" Sie legte die Hände in den Schoß und schaute sinnend durchs Fenster. Ihre Stirne war sonderbar weiß und glatt, nur von den Schläfen zogen sich einige feine Striche gegen die Brauen.

Franz nickte mit dem Kopf. „Die ersten fünfundzwanzig waren für mich die schönern. Ihr seid jetzt auch schon — wartet— fünfundvierzig!“

„Sechsundvierzig im Wintermonat werden es sein“, verbesserte sie.

„Wenn ich Euch behilflich sein kann, jetzt im Heuet, ich tu es gern“, meinte er warm und treuherzig. „Ums Faulenzen ist es mir nicht. Wer sein Lebtag allzeit gearbeitet hat, dem schlägt das Nichtstun nur übel an.“

„Ich danke“, gab die Frau lächelnd zurück und strich das Haar unter das weiße Kopftuch. Es war glänzend wie das der Tochter, nur um einen Schatten dunkler. „Hilfe könnte man schon gebrauchen, aber es ist noch immer gegangen. Das Gras ist nicht so dicht dieses Jahr, und das Korn, das ist schon zu meistern. Es stehen fast mehr Blumen im Acker als Ähren.“

„Mich freut's, Viktorine, Euch wiederzusehen“, rief er mit kleinen, flammenden Augen und legte die Ellbogen über den Tisch. „Wir sind nicht zusammengekommen seinerzeit, aber das war Eure Schuld!“

Die Frau schüttelte leise den Kopf und lächelte. „Ihr habt mir zu viel getrunken damals. Und wie der Wein einen Mann niederzwingt, mein Gott, ich habe es an unserm Vater erfahren. Er könnte heute noch leben, wenn er nicht in den Graben gefallen wäre. Und eine Frau, die einen Trinker zum Mann hat, das ist keine Frau mehr, ein — ein elendes Geschöpf.“

Franz blickte auf den Tisch nieder. „Ich habe in Amerika manches lernen müssen, das mich sauer ankam, aber da heißt es, Vogel friß oder stirb! Das Trinken habe ich abgelegt. Nicht, daß ich so in einen Verein eingetreten wäre, aber ich bin doch wieder nüchtern und brav geworden. Heute habe ich ein paar Gläser zu mir genommen, weil ich nicht anders konnte, aber sonst —“

„Ja, es ist besser“, bekräftigte die Frau, und es glitt wie eine stille Freude über das Gesicht, das wieder blaß war und gegen die braune Haut des Franz abstach.

„So will ich jetzt gehen“, sagte er, stand auf und ließ das halbe Glas stehen. „Schönen Dank und schlaft wohl — Viktorine! — Gebt mir die Hand!“

„Gute Nacht wohl“, grüßte sie mit warmer Freundlichkeit, legte lächelnd ihre Hand, die er fest umspannte, in die seine und geleitete ihn vor die Tür.

„Ich gehe jetzt zum Ziegenstall und sehe, wie die Regine melkt.“

„O, die ist schon lange fertig. Sie bringt nur halb soviel heraus, als wenn ich melke. Aber sie ist ein Plappermaul.“

„Morgen sitze ich unter die Ziegen, Viktorine, dann könnt Ihr den Kaffee schwarz trinken“, rief er hell lachend und stolperte über die Steine heimzu.

3.

Die Heuernte war im Gang, das Korn lag geschnitten auf dem Felde zum Trocknen. Im Gebirge muß jeder Halm bergauf, bergab, auf schlechten Wegen, über Gräben und Bäche, zu schweren Ballen gebunden, in die Scheune getragen werden. Das Korn wird mit der Sichel gemäht, und wo der Vater fehlt oder junge Burschenkraft, da stellen sich die Weiber hin. Was wäre der Gebirgler ohne die selbstlose, nie versagende Hilfe seiner Frau! Sie schaut im Stall zum Rechten, bestellt den Acker, bereitet die Hauskäslein und erzieht die Kinder. Und wo sie Seite an Seite steht mit ihrem Mann, da ist sie auch schon die größere; mit frischem Mut, ohne Wenn und Aber beginnt sie des Morgens das Tagewerk und beschließt es am Abend. Und wenn sie sich zu ihm an den Tisch setzt, um noch eine Naht fertig zu sticheln, dann weiß er, daß auch im Stall alles in Ordnung ist und er sich ruhig niederlegen darf.

Der jüngere Sohn der Viktorine war auf zwei Tage von der Alp heruntergestiegen und half der Mutter die Mahden niederlegen; länger jedoch durfte er von seinen Kameraden nicht fernbleiben. Es war ein kräftiger, kaum ausgewachsener Jüngling, flink und geschmeidig und zu ernster Arbeit erzogen. Als Franz sah, wie die Frau mit der schweren Last, den Kopf tief im Heu vergraben, über die Wiesen der Scheune zuwackelte und sich abmühte, da griff er auch zu. Ihre Einsprache entkräftete er mit allerlei Ausreden, er habe für niemand zu sorgen, nichts tun mache müder als ehrliche Arbeit und derlei mehr. Und sie konnte ein paar starke Arme gebrauchen, wenn sie mit

den andern im Dorfe fertig werden wollte, und so ließ sie ihn gewähren. „Macht mir die Ballen nur nicht zu groß," sagte er, „sonst drücken sie mich auf die Brust, daß ich den Atem nicht mehr finde. Einmal im Strick, da zieh ich an!"

So vergingen zwei Wochen. Die letzten Tage waren die strengsten gewesen, denn die obersten Wiesen der Viktorine lagen im „Bächi", weit drüben in einer Waldblöße, eine halbe Stunde vom Dorf entfernt; aber Franz Escher war nicht von ihrer Seite gewichen. Er hatte seinen Stolz eingesetzt, Kraft und Ausdauer zu zeigen und die Arbeit bis zum glücklichen Ende zu fördern. Nach der Heuernte kam wieder die Ruhe des Alltags. Die Viktorine trieb ihre Kuh in die Voralp zur Weide und verkürzte sich die Stunden durch Nähen und Stricken. Franz war nach Zermatt gefahren, um entfernte Verwandte aufzusuchen, bei denen er einige Tage verblieb.

Als er nach Binegg zurückkehrte, wurde dem Wächter der alten Wasserleitung ins Grab geläutet. Während zwanzig Jahren hatte dieser, sobald die Wasser flossen, sein Amt an der „Niwa" versehen, bei Tag und zu jeder Stunde der Nacht, um geringen Lohn und ein kräftiges Vergeltsgott. Wenn er den gefährlichen Weg an abgrundtiefen Felsen entlang wanderte, hatte er, wer weiß wie oft, sein Leben in die Schanze geschlagen; doch nie war ihm ein Unfall zugestoßen. Am Donnerstag nun war er ins Dorf heruntergestiegen, um Teekraut zu holen, weil er sich unwohl fühlte, und da mußte er gleich unten bleiben und sich niederlegen, und zwei Tage später war er schon eine Leiche.

Nun galt es, ihm einen Nachfolger zu geben. Der Rat hielt nach dem Begräbnis eine Sitzung im Schulhause, und da sich niemand freiwillig anmeldete, wurde bestimmt, daß man das Amt in der Kehre versehen wolle, jeder eine Woche, damit keiner zu bleibendem Nachteil komme. Der Präsident erbot sich, den Anfang zu machen und auf den Abend ins Wächterhaus emporzusteigen. Die Bergmatten schlürfen das Gletscherwasser wie Himmelstau ein, wenn sie geschoren sind, und eine Unterbrechung oder Störung in der Leitung, die nicht sofort beseitigt wird, hätte bei dem trockenen Wetter den größten Schaden anrichten können.

Franz stieg mit dem Präsidenten durch den Wald empor. Er freute sich, das Häuschen in der Einöde wieder zu sehen, wo er in seinen Burschenjahren auch einmal zur Aushilfe das Wasser gehütet hatte. Es war ein herrliches Wandern über offene Schutthalden und an den braunen Stämmen des Waldes vorbei, durch den, vom Rot der Abendsonne verklärt, die Schneegipfel schimmerten. Bei dem Wächterhäuschen hörte der Wald auf, die Leitung aber zog sich auf Stunden der roten Fluh entlang, die in senkrechten Tafeln riesenhoch in die Ebene abfiel. Sie war zu einer Zeit in den Felsen gesprengt worden, als man das Dynamit noch nicht kannte, und da mußte der Wächter, wenn er seine Wanderung längs der Felswand antrat, in schwindliger Höhe auf der Kante oder auf schmalen Brettern marschieren, wo jeder Mißtritt das Leben gefährdete. Neben dem Hüttchen plätscherte das Schaufelrad, das, vom fließenden Wasser in Drehung versetzt, mit den Flügeln einen Hammer hob, der in dumpfen Schlägen auf ein Brett niederfiel. Wenn der Kanal durch einen Block oder einen Erdrutsch unterbrochen wird und das Wasser sich staut, bleibt das Rad still und der Hüter erwacht. Mit Pickel und Schaufel versehen, muß er die Strecke ablaufen, bis er die schadhafte Stelle erreicht.

Das Häuschen stand auf einem vorspringenden Buckel hart am Kanal und bot nur für das Unentbehrlichste Raum, auch wenn man mit dem Platze geizte. Im Stübchen befanden sich ein Bett, ein Herd und ein Stuhl. Daran grenzte ein kleiner, mit Brettern verschlagener Vorraum, der für das Brennholz und die beiden Ziegen, die der Wächter besessen hatte, bestimmt war.

Der Präsident hatte Brot und Käse und eine Milchziege mitgebracht. Die Nahrung lieferten ihr die leckeren Kräuter, die längs der Leitung aus den Felsritzen standen oder vorn im Walde im Überflusse gediehen. Er raffte die Kleidungsstücke und die wenigen Habseligkeiten, die der Verstorbene zurückgelassen hatte, zusammen und stopfte das Zeug in einen Sack, dann molk er die Ziege, während Franz in den Herd feuerte.

„Du, Präsident," wandte sich dieser nach einiger Zeit zu ihm, „so recht wird es dir nicht sein, daß du dein Heimwesen im Stich lassen mußt!"

„Ja, ich hätte zu Hause der Arbeit genug", gab der Präsident zurück. „Meine Frau ist in Erwartung, und jetzt kann ich nicht wässern, und auf die Magd ist kein Verlaß; aber was willst, einer mußte vorangehen."

Er war noch jung, doch von gesetztem Wesen, und seine klugen Augen und die breite, hohe Stirne deuteten auf hellen Verstand.

„Du," sagte Franz nach geraumer Zeit, „wenn ich jetzt jünger wäre und sicher auf den Füßen, ich wollte sagen — aber nein, es geht nicht." Die Viktorine, die er nicht mehr sehen könnte, wenn er hier oben bliebe, kreuzte ihm die Gedanken.

Der andre schaute ihn an. In seine Augen trat ein Glanz, der dem Gesichte etwas Freundliches, Einnehmendes gab. „Die Leite ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Sie ist erst im Frühjahr gründlich ausgebessert worden —."

„Ich weiß nicht", unterbrach ihn Franz. „Vor hundert Jahren oder so, als wir noch zu Saltina kirchpflichtig waren, da sind einmal, als sie einen Toten hier vorübertrugen, ihrer sieben abgestürzt; ich glaube, das steht noch in der Pfarrchronik!"

„Das ist richtig," versetzte der Präsident, „aber ich weiß, wie das zugegangen ist. Da hatten sie noch zum Brauch, ein Totenmahl zu geben, und die meisten waren betrunken. Nüchtern muß man schon sein, wenn man an der Niwa nicht verfallen will. Aber ich begreife, es ist wegen der Viktorine. Du glaubst, sie könne dich jetzt nicht entbehren; du hast ihr einen guten Arbeiter ersetzt."

„Überlupft habe ich mich nie; nur hatte ich im Sinn, ihr noch die Matten zu wässern. So in dunkler Nacht am Graben stehen und mit der Wasserschaufel hantieren, da fürchtet sich unsereiner weniger als die Weibspersonen."

„Die Güter in ‚Bächi', die liegen ja hier zunächst, und die andern, die würde ich dann schon übernehmen," fuhr der Präsident weiter, „aber ich will dich nicht überreden!"

„Wenn du glaubst — meinetwegen", rief Franz. „So gehst du halt wieder zurück, und ich bleibe hier. Eine Woche lang, das ist nicht zum Töten!"

„Wenn es dir ernst ist damit — ich sage dir schönen Dank; aber sei vorsichtig, und wenn es an der Leitung rumort, so holst du mich herauf, dann gehen wir zusammen — und wenn der Gratzug kommt, dann stell dich auf die Seite." Der Präsident lachte zu den letzten Worten und zupfte am Schnurrbart.

„Was für ein Zug!"

„Die Totenprozession! Man sagt, sie gehe hier durch, dann durch das Bächi und die Schlucht hinunter, wo die neue Brücke ist, und was weiß ich, wo sonst noch. Man muß den Alten den Glauben lassen; wir Jüngere haben andere Gedanken."

„Wenn mich der Teufel in Ruhe läßt," entgegnete Franz und lachte auch, „hoho, mit den Toten werde ich schon fertig."

Nach dem Abendbrot stieg der Präsident wieder heim zu, und Franz blieb in der Hütte zurück als Wächter der Niwa. Er holte noch einen Arm voll Kräuter für die Ziege, die er für die erste Zeit einsperren mußte, damit sie ihm nicht fortlaufe, ordnete dies und das und prüfte das Rad, dann legte er sich auf den harten Strohsack zur Ruhe.

Er fühlte sich glücklich. Seit seiner Heimreise nach Binegg war es ihm, als ob irgendwo in seinem Innern eine schwere Kette gesprungen und ein hemmender Druck nachgelassen hatte. War es, daß er wieder Leute seines Blutes um sich sah, oder daß er eine Schuld entrichten konnte, die er sich durch seinen Wegzug von der Heimat auf sein Gewissen geladen hatte, er fühlte neue Kraft in seinen Gliedern, ein daseinsfrohes Lustgefühl durchzog ihn. Die andern Dörfler würden ihm diesen Dienst an der Niwa gewiß hoch anrechnen, das wußte er, wenn nur die Viktorine — wenn er bis jetzt auch nicht daran denken durfte, daß sie ein Verlangen nach ihm haben könnte, vielleicht mit der Zeit wird es sich einstellen, und er konnte warten. Mit dem ungestümen Drang der Jugend war es längst vorbei. Er hatte den Ozean zweimal gekreuzt, ein nicht eben glückliches Leben durchmessen, sein Blick war freier geworden, seine Überlegung reifer. Die Jahre, die ihm noch blieben, hätte er so gern in seinem Bergdorf zugebracht. Wo man ihn brauchte, da wäre er zur Stelle gewesen, eine feste Stütze der Gemeinde wäre er geworden.

Die Schaufeln des Wasserrades mußten verbogen oder nicht in gleichen Abständen eingesetzt

sein, denn der Hammer schlug unregelmäßig. Noch lange hörte er die kurzen, harten Schläge auf dem Brett, dann versank er in tiefen Schlaf.

4.

Als die Viktorine am Nachmittag am Bächi erschien, stand Franz schon am Graben und ließ das Wasser über die Grasstoppeln laufen. Sie trug ein rotgeblümtes Kopftuch, dessen Zipfel weit über die grau gestrichelte Jacke hinunterhing, und war mit der Wasserhaue bewehrt.

„Ist das nun die Ruhe, die Ihr hier gesucht habt?" rief sie, nicht wenig überrascht, daß er schon da war.

„So müde wie in Amerika bin ich hier noch nie gewesen", versetzte er und streckte ihr freundlich lächelnd die Hand zum Gruße hin. „Ich weiß nicht, ist es die Luft, oder was es ist. Es geht mir alles so leicht durch die Hand."

„Seid vorsichtig," warnte die Frau, „wenn Ihr jetzt die Wasserhut übernommen habt, die Niwa hat ihre Tücken wie der Gletscher. Es wäre gut, wenn der Tunnel bald durchschlagen würde, dann könnte man sie eingehen lassen."

„Wenn ich nicht gehofft hätte, Euch hier oben zu begegnen, so würde ich mich im Dorf unten stille gehalten haben", entgegnete Franz und setzte sich aufs Bord. „Schade, daß es bald zu Ende ist — in fünf Wochen —"

„In fünf Wochen?" wiederholte sie, und ihre Stimme klang hart.

„Ja — dann ist es für immer. Ich komme nicht mehr zurück. Aber gelt, das rührt Euch wenig?" Seine Augen hingen in heißer Erwartung an ihren Blicken. Sie merkte es wohl, und in einem wärmeren Ton erwiderte sie: „Ihr dauert mich wirklich — und es ist halt weit. Ich würde es vor langer Zeit nicht aushalten." Er ließ den Kopf hängen und sah über die Wiese, wo das Wasser rieselte. „Fremde Erde ist halt nicht der Heimboden. Verdienen tut man ja schön dabei, aber man hat nicht den Genuß davon."

„So bleibt doch hier!" rief sie, und das klang wieder herb, fast wie ein Vorwurf.

„Ich habe meine Familie drüben, und Geschäfte sind im Gang, die ich abschließen muß", sagte er kurz und gemessen; aber es war ihm nicht so ernst mit den Geschäften und mit der Familie noch weniger, denn die brauchte ihn nicht.

„So kommt Ihr bald wieder?" fragte sie weiter.

„Nein, nie mehr!"

Die Viktorine setzte sich, wo sie war, hielt die Hände in den Schoß und sagte nichts darauf. Franz erhob sich zuerst wieder, zog die Schaufel aus dem Graben und schlug sie weiter unten mit wohlgezieltem Schwunge wieder ein, so daß der Bach, der schnell den alten Weg fortsetzen wollte, an dem Blech zurückprallte, über das Bord sprudelte und ein weiteres Stück der Wiese unter Wasser setzte.

Sie fragte nach seinen Verwandten in Zermatt und sprach mit ihm noch von den Geschäften des Tages, die ihrer warteten, worauf sie umkehrte, während er seine Arbeit, die er ihr nicht abtreten wollte, beendete, eine kurze, einfache Mahlzeit hielt und dann wieder seiner Einsiedelei zusteuerte. Quälende Zweifel bestürmten ihn, und er achtete der Umgebung nicht.

Es war ein schöner, warmer Augustnachmittag. Vogelgesang erschallte aus dem Walde, und ab und zu hüpfte vor seinen Füßen ein Frosch ins Wasser. Vom Tale her erklangen undeutlich halb verwehte Glockentöne. Er saß noch lange vor der Hütte, verfolgte mit seinen Blicken einen Bahnzug, der rasselnd dem großen Talfluß entlang rollte, bis er ihm entschwand; dann molk er die Ziege und ging früh zu Bette.

Drei Wochen versah er nun schon die Wasserhut. Als nach dem ersten Termin die Ablösung gekommen war, sagte er zu dem Manne, es wäre schade um die Zeit, die ein andrer hier totschlagen würde, worauf dieser sich höflich dankend schnell wieder verabschiedete. Mit der Viktorine war er nicht mehr so oft zusammengetroffen. Mehrmals hatte er sie am Waldrand aufgesucht, wo sie ihre Kuh weidete. Nach irgendeinem Zeichen ihrer Zuneigung hatte er bis jetzt vergeblich gesucht, und er wollte der Ungewißheit, die um so drückender wurde, je näher der Tag der Abreise heranrückte, nicht durch eine rasche Frage ein Ende bereiten, weil er sich vor der Antwort fürchtete. Auch wollte er durch eine rasche Werbung nicht alles verderben.

Eines Abends erschien sie mit der Hutte beladen bei seinem Häuschen und brachte ihm Kar-

toffeln, dürres Fleisch und eine Batille Wein. Sie hätte Streu holen müssen für die Ziege, sagte sie, wie wenn sie sich für den Besuch entschuldigen müßte, und da hätte sie ihm etwas mitgebracht aus ihrem Speicher. Er werde es wohl gebrauchen können.

„Vergelt's Euch Gott", versetzte er in freudiger Erregung und nahm ihr den Tragkorb vom Rücken.

„Ich bin Euch großen Dank schuldig", wehrte sie; „wenn ich Euer Werk bezahlen müßte, ich wüßte nicht, wo ich das Geld hernehmen sollte."

„Das glaube ich schon," entgegnete er, ihr zulachend, „darum ist es besser, Ihr laßt es bleiben. Aber setzt Euch, ich hole Euch den Stuhl heraus."

„Nein, danke, ich gehe gleich wieder."

„Ihr seid so ernst, Viktorine, quält Euch etwas?"

„Weiter nicht viel, nur daß mein Bub, der ältere — der ist gestern aus der Rekrutenschule zurückgekehrt, und jetzt ist er so für das Militär eingenommen, daß er sich bei den Päpstlichen in Rom anmelden will."

„So laßt ihn nur ziehen", sagte Franz; „die Gardisten sind gut bezahlt, und später erhält er eine Pension."

„Und dann", versetzte sie, die schmalen Lippen zusammenziehend, „und dann sind es heute sieben Jahre, daß mein Mann gestorben ist. Ich kann ihn halt nicht vergessen. Ich gehe jetzt hinunter und dann noch in die Kirche."

Franz drehte sich auf die Seite und rupfte an den Blättlein eines Strauches. „So werde ich Euch noch ein Stück weit begleiten", sagte er verschüchtert und schritt voraus. Als der Wald sich öffnete und das Dörfchen in Sicht kam, trat sie an ihn heran und faßte seine Hand: „Gelt, Ihr zürnt mir nicht, Franz?" Er hatte noch nie so viel warmen Glanz und Herzensgüte in ihren Augen gesehen. Tief aus der Seele schien es zu kommen.

Was in ihm vorging, hat er mit Worten nie verraten; aber dieser Augenblick gab ihm die Gewißheit, sie kannte seine Wünsche, und sie wollte ihm zuvorkommen und ihm den Schmerz einer nochmaligen Enttäuschung ersparen. Die Frage, die ihm schon manchmal auf den Lippen gestanden, schien ihm ein für allemal beantwortet. Zwischen ihm und dieser Frau stand die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten wie eine Mauer, die sie auf immer schied. Er grüßte kurz und trocken und schlurfte müden Schrittes an dem Bächlein zurück; oft blieb er sinnend stehen und blickte in die trübe Gletschermilch, mit der grüne Blättlein, zappelnde Käfer und Heuschrecken vorübertrieben. Das Gemurmel in dem Wasser, klang es nicht wie ein altes, trauriges Liedchen? Vielleicht waren es die Stimmen, die sich zu gewissen Zeiten, wenn das Wetter umschlägt oder auch wenn ein Unglück bevorsteht, in den Gletscherbächen vernehmen lassen?

Des Nachts wachte er öfters auf. Er hörte wieder die seltsamen Klagelieder, oder war es die Totenprozession, die jetzt der roten Fluh entlang zog? Böse Gedanken quälten ihn; auch wenn er sich fest in die Decke wickelte, er konnte sie nicht mehr los werden. Es bangte ihm vor der Abreise wie vor einem drohenden Unheil. Was hatte ihm das Leben noch Schönes zu bieten? Wenn er an der Niwa zu Tode stürzte, kein Mensch konnte auf den Gedanken kommen, er habe sich das Leben genommen. Die Niwa war verrufen. Einer mehr, was tat's! Ein unvorsichtiger Schritt, ein Schwanken, ein Zittern in den Beinen, dann stürzte er Berge tief.

Der Hammer schlug seinen Takt — pla — plapa — pla — pla, er hörte ihn. Wenn er jetzt an der Leite hätte gehen müssen — dort, wo der Felsen scharf um die Ecke bog, der Hütte zunächst, wo die Laden verschoben waren und man sich ducken mußte — vor dieser Stelle hatte ihm stets ein bißchen gegraut. Er drehte sich gegen die Wand und schlummerte wieder ein. Dann fuhr er mit den Händen in die Höhe, schlug die Fingernägel in die Balken und wollte sich festklammern. „Ich will nicht — der Fels — der Fels — er erdrückt mich — ha!" Er stieß einen Schrei aus und fuhr aus dem Schlafe empor. Ein Glück, daß er noch im Bette lag. Er zündete die Kerze an, denn er mußte Licht haben. Das Flämmlein flackerte und warf zuckende Lichtstreifen an die Wände. Die kleinen Scheiben waren matt, wie schwarzgestrichene Tafeln. Da — er horchte. Wahrhaftig, der Hammer klopfte nicht mehr. Er horchte wieder — keine Täuschung, das Rad stoppte. Er sprang auf und öffnete das Fenster. Es war eine dunkle Nacht. Schwere Regenwolken hingen herunter, und in den Lüften

brauste der Föhn. Es ging länger als sonst, bis er sich angezogen hatte, er fürchtete sich vor der Wanderung.

Als er unter die Tür trat, fühlte er, wie das Herz ihm pochte. Das Rad stand still. In Gottes Namen, er hatte die Pflicht übernommen, er mußte gehen. Wenn er nicht mehr zurückkehrte, wenn man ihn als zerschmetterte Leiche in der Tiefe aufhob, ihn vermißte keiner im Dorfe. Er ergriff das Werkzeug, das stets im gleichen Winkel bereitstand, zündete das Windlicht an und stolperte, kaum zwei Schritte weit, über eine Wurzel, an die er nicht mehr gedacht hatte. „In aller Heiligen Namen", murmelte er und setzte sich in Marsch. Über seinem Haupte rauschte es wie vom Flügelschlag dahinziehender Vögel. Da hörte er das Glöcklein der Ziege im Stall. Er dachte, wenn er ihm die Tür nicht öffne, so müsse das arme Tier verhungern, denn so rasch werden die Dörfler es nicht merken, daß er nicht mehr in der Hütte sei; deshalb ging er die paar Schritte wieder zurück. Das Lichtlein an der Brust huschte über den Kanal, und nun hielt er plötzlich an. „Ja, zum Teufel, der ist ja zum Überlaufen voll!" rief er aus und leuchtete hinein. Jetzt fiel der gelbe Schein auf das Wasserrad. In den Schaufeln hatte sich ein grobes Geäst verfangen. Ein schwerer Druck löste sich von seinem Herzen, und er bückte sich und erfaßte den Strunk an einem Zweiglein. „Besser du als ich", brummte er, zog ihn aus dem Wasser und schleuderte ihn durch die Luft. Bald darauf hörte er, wie er tief unten aufschlug. Er stellte das Werkzeug in die Ecke, schimpfte über das schlechte Wetter und kroch wieder ins Bett.

Besser du als ich.

Kalte Schauer durchrieselten ihn. Er hatte an der Grenze zwischen Leben und Tod gestanden. Um die böse Ecke herum an der roten Fluh wäre er wohl nicht gekommen — auch wenn er es hätte ertrotzen wollen. Ein kleiner Zufall, die Ziege mit ihrem Glöcklein, hatte ihm das Leben gerettet. Wenn man es zu verlieren im Begriffe ist, scheint es doch nicht so aller Werte bar zu sein. Er drehte sich im Bette noch lange hin und her, den Kopf voll wirrer Gedanken, bis das Herz sich wieder beruhigte und er den Schlaf finden konnte.

Am Morgen weckte ihn der Regen, der an die Holzwände klatschte und mit schweren Tropfen an die Scheiben schlug. Während mehrerer Tage

goß es in Strömen, und da erschien in der Frühe des dritten Tages der Präsident mit einem Sack über den Schultern und forderte ihn auf, wieder herunterzusteigen; es habe keinen Zweck mehr, die Leitung länger zu überwachen. Es rücke nun doch auf den Herbst, und da könne man einen Schaden auch von dem Dorf aus reparieren. Franz Escher war froh, der unheimlichen Stätte, die ihm zur Qual geworden war, zu entsagen, verließ mit dem Präsidenten das Wächterhaus und bezog, im Dörfchen angelangt, wieder seine Stube in der Wirtschaft.

Im Tale hatte die Weinlese begonnen. Die Viktorine brauchte nicht in die Reben hinabzusteigen, denn Franz besorgte mit ihren beiden Söhnen und dem Mädchen die Traubenlese und das Hinaufsäumen des Weines. Obschon der Ertrag in den zwei Rebstücken der Witwe sich als reichlich erwies, so waren sie doch in zwei Tagen fertig. Als die letzte Brente geleert war, setzte sich Franz zu der Viktorine auf die Bank hinter dem Haus. Er war wortkarg und machte ein verdrießliches Gesicht.

„Es wird kühl," sagte er, „bald kommt der Winter und dann die große Ruhe. Drüben — da habe ich dann wieder Sommer."

„Und Freitag wollt Ihr verreisen?" fragte sie, ohne von der Arbeit aufzusehen. Sie nähte an dem Kleid ihres Jüngsten, der morgen fortzog, um eine Pförtnerstelle in Monte Carlo anzutreten, die er schon letztes Jahr versehen hatte.

„Wenn ich nur hier mein Leben beschließen könnte", seufzte der Amerikaner. „In der Fremde leben, das geht noch, aber in fremder Erde liegen, das ist ein Elend!"

„Wie könnt Ihr an so etwas denken in Eurem Alter," versetzte sie, ihn scharf in die Augen fassend, „Ihr könnt noch manchen Jüngern überleben."

Franz zuckte die Schultern, gab ihr die Hand und wünschte trocken und verstimmt gute Nacht.

Die Viktorine saß noch bis tief in die Nacht beim Lampenschein in der Stube, über ihre Arbeit gebeugt. Oft ließ sie die Hände ruhen und sann vor sich hin. Der Amerikaner beschäftigte sie. Das Wort, dessen es von ihrer Seite bedurfte, um ihn hier wieder festzunageln, sie konnte es nicht aussprechen. Sie fühlte Mitleid mit ihm, aber keine Liebe. Ihr Sinnen war immer noch rückwärts gerichtet auf die schönen Jahre einer glücklichen Ehe. Sie hatte ihren Mann lieb gehabt und sich im stillen gelobt, ihm treu zu bleiben bis über das Grab hinaus.

Freilich — ihr drohte zunehmende Vereinsamung. Wenn ihre Söhne sie verließen, so blieb sie mit der Regine allein zurück. Und dem Mädchen sahen die Burschen auch schon mit verlangenden Blicken nach. Wenn der Tag kam, an dem sie es hergeben mußte, dann war sie allein, der Einsamkeit preisgegeben. Aber sie war eine von den Frauen, die immer irgendwo noch ein Restchen Kraft finden, auch über das Letzte hinwegzukommen.

Am Donnerstag Abend nahm Franz von den Dörflern Abschied in der Wirtsstube. Sie waren zu Lust und Scherz aufgelegt, was immer der Fall ist, wenn die Reben sich für die Mühe und Arbeit, die man für ihr Gedeihen verwendete, dankbar erwiesen, besonders in einem so nassen Sommer.

Als Franz der Wein zu Kopfe stieg, fing er an zu singen.

„Du, es tut uns allen leid," sagte der Präsident, „daß du fortgehst. Die Viktorine, ich habe immer geglaubt, das sei eine für dich. Das ist eine Frau so lauter wie Gold und immer noch jung!"

„Wenn sie mich zum Manne begehrt, so soll sie es sagen", entgegnete er, und seine Augen leuchteten halb im Zorn, halb in der jäh aufschießenden Hoffnung auf Erfüllung seines heißen Wunsches.

„Hast du sie schon gefragt? Das liegt doch nicht an ihr."

„So schnell geht das nicht", versetzte er.

„Du hast grad noch Zeit," bemerkte der Schuster Felix, „du Esel! Frag sie doch — meiner Seele, sie nimmt dich. Sie ist froh, einen so schaffigen Mann zu bekommen, und einen der Geld hat —."

So ging die Rede hin und her, sprang auf dies und das über, von Binegg nach Santa Fé und wieder zurück, und gegen Mitternacht trennte man sich.

Tags darauf traf Franz noch keine Anstalten zur Abreise. Sie war um einen Tag hinausgeschoben worden. Als es eindunkelte, betrat er die Stube der Viktorine, die eben die Reste des Mahles wegräumte. Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, als sie ihn erblickte, und um ihre dünnen Lippen zuckte es.

„Ihr geht erst morgen?“ fragte sie hüstelnd und blickte ihn an, sah aber schnell wieder weg.

„Ja, morgen gehe ich ganz sicher.“ Er trat näher zu ihr und suchte mit brennendem Verlangen ihre Blicke. „Viktorine — ich wäre so gerne hier geblieben bei Euch, aber gelt, Ihr mögt mich halt nicht?“

Sie hob den Kopf, in den das Blut schoß. „Warum soll ich Euch nicht gut leiden mögen? Gott vergelt, was Ihr für mich getan habt, Franz. Ich wünsche Euch alles Glück!“

„Wollt Ihr nicht das Brot mit mir teilen, Viktorine? Sag ja — gel, du willst!“ Und er griff nach ihrer Hand. Sie zog sie sanft zurück, drehte an einem Knopf ihrer Jacke, schaute suchend in der Stube herum, und dann kreuzte sie die Hände unter ihrer Brust und richtete den vollen Glanz ihrer Augen auf die seinen. „Seht, Franz! Für meinen Mann ist es noch zu früh und für mich zu spät.“

Da sank er auf einen Stuhl nieder, stützte den Kopf in beide Hände, und sein Atem ging schnell, keuchend. Eine Weile saß er so da, dumpf in den Boden hineinstarrend, während sie am Tische stand und durch das Fenster blickte.

„Ich habe das Herzklopfen“, sagte er tonlos und stand auf. Aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. „So will ich morgen gehen. Lebt wohl und zürnt mir nichts!“ Mit unsicheren Schritten tappte er nach der Tür. Die Viktorine wollte ihm nachgehen und ihm noch etwas sagen, ein Wort des Dankes, eine Bitte — etwas, das ihn aufrichten sollte, aber da hüpfte die Regine in die Stube. Die Haare fielen ihr ins Gesicht, und warm leuchteten die blauen Augen der Mutter entgegen.

„Hat er dich gefragt?“

„Ja, aber ich kann nicht!“

Das Mädchen erfaßte ihre Hand. „Er hat mir immer so gut gefallen, der Franz. Er ist ein so Braver, und die grauen Haare im Bart sieht man ja gar nicht. Vater würde ich ihm nicht sagen, aber Franz. Mutter, der geht nicht mehr nach Argentinien zurück, das weiß ich. Er müßte ja schauderhaft Heimweh haben. Oder er tut sich etwas an, er sah ja so bleich aus!“

„Das verstehst du nicht“, erwiderte die Mutter ruhig und mit einem leisen Zittern in der Stimme. Das Mädchen setzte sich auf die Bank und rutschte unruhig hin und her. Dann lief es wieder zur Mutter.

„Du bist so blaß! Gel, du nimmst ihn?“

„Hat er dir etwa eingefeuert? Du Strubelkopf!“

„Ei was! Aber ich möchte es ihm gönnen, das Glück!“

Die Viktorine legte die Hand auf das weiche Haar der Tochter und zog ihren Kopf an die Brust. „Ich will es mir überlegen, Reginchen.“

5.

Am nächsten Tag saß Franz sonntäglich gekleidet in seinem Zimmer auf dem grauen Handkoffer. Er trug wieder das tabakfarbene Samtkleid und spielte mit dem Hut, den er in der Hand hielt. Manchmal, wenn ihn ein quälender Gedanke durchzuckte, richtete er sich jäh auf, um bald wieder einzusinken. Er hatte die Abreise auf den Nachmittag verschoben und wartete immer noch auf irgend etwas, das ihn hätte zurückhalten sollen. Er hätte noch lange so gesessen, trostlos ins Leere schauend, in Erwartung und stumpfsinnigem Dahinbrüten, wenn nicht der Bursche eingetreten wäre, der ihm den Koffer auf die Station tragen sollte.

„Auf der Bahn wartest du, bis ich komme“, wandte er sich schnauzig mit lauter Stimme zu dem aufgeschossenen Jüngling. „Im Büfett kannst du ein Glas Wein trinken, wenn du zu früh bist — da nimm!“ und er streckte ihm ein Geldstück hin. Der Bursche packte ohne Umstände den Koffer am Griff und schleppte ihn die beiden Treppen hinunter.

Die Wirtin hatte er bezahlt, und die Viktorine erwartete ihn nicht mehr. So konnte er abreisen. Als er neben dem Haus der Witwe vorüberging, verlangsamte er den Schritt, schaute zögernd an die Fenster hinauf, die sich in der Sonne spiegelten, hielt einen Moment an, dann griff er fest und mannhaft aus. Auf halbem Weg stand er still und drehte sich um. Die Kirche glänzte so hell im Abendlicht. Der Abschied von der Heimat, wenn man sie nicht mehr sehen soll, das greift ans Herz. Er setzte sich an den Wegrand, und legte die Hand auf die Brust, wo ein dumpfer Druck ihn schmerzte, dann stand er

wieder auf und marschierte weiter. Im Städtchen schaute er sich nicht mehr um. Er war nur einmal unten gewesen auf der Post und brauchte von niemand Abschied zu nehmen. Die Kirche läutete den Feierabend. Er zog den Hut und murmelte mechanisch sein Sprüchlein.

Als er zu der eisernen Brücke gelangte, wo er am Tage der Heimkehr den ersten Blick auf das Bergdörfchen geworfen, legte er die Hände auf das Mäuerchen und schaute wie damals in die Höhe. In den Wäldern gilbte es. Die Nadeln der Lärchen und die Blättchen der Birken waren fast über Nacht zu Gold geworden. Die Büsche prangten in hellen Farben, wie wenn jedes Blatt eine schimmernde Blüte geworden wäre. Ab und zu rieselte frühwelkes Laub zu Boden. In Binegg läutete es nun auch, und mit dem Glockenschall der heimkehrenden Kühe verwob sich das Geläute der Kirchenglocken. In den Lüften war ein helles Summen und Singen, als ob aus der großen Himmelsglocke ein Ton herunterstiege, rein und schön, so weihevoll, daß jedes Ohr ihm lauschen mußte.

Franz hörte ihn nicht und er sah ihn nicht, den weichen Duft des Abendfriedens. Er fühlte sich unsäglich traurig und niedergeschlagen. Es war ihm wie einem, der mit dem Abschied von der Heimat aus dem Leben geht. Er stand an der Mauer mit verschlossenen Sinnen, immer den dumpfen Schmerz in der Brust. Weit, weit von hier, tausend und aber tausend Stunden weit, lag Santa Fé, die Fremde, der er entgegenzog. Über der Schlucht grüßten ihn die Hütten seiner Heimat. Wie damals schossen die Fenster blitzende Funken. Die Hochgipfel glänzten, und es lag ein zarter, feiner Hauch über den schimmernden Schneefeldern.

Jetzt stieg der Mond hinter einer großen Wettertanne der Gerenalp empor, ihr Astwerk durchleuchtend, daß es schien, wie wenn sie in Flammen stände. So schön war die Heimat, so schön! Lange hingen seine Blicke an dem seltsam verklärten Bilde. Er hatte nicht Augen genug, so viel Wonne in sich aufzunehmen, eine Wonne, die ihm doch nur bittere Schmerzen bereitete. Er legte sich auf das Mäuerchen, in sich zusammengesunken, und wartete — auf wen — wie lange — er wußte es nicht. Er dachte nicht mehr ans Fortgehen, nur noch ans Dableiben — lebend oder tot. Die Heimat, die ihn ziehen ließ, die war hart wie der Stein, den er jetzt umklammerte. Nun blickte er hinab in den strudelnden Bach. Kleine Lichter schwankten in dem dunklen Wasser hin und her. Es glich einer nächtlichen Prozession, die im Scheine der Fackeln sich vorwärts bewegte. Oder war es der Gratzug? Durch die Schlucht sollte er ja seinen Weg nehmen. Er hörte eine Stimme, die ihn rief, eine weiche, lockende Stimme. Er stieß einen Schrei aus, denn fast wäre er hinuntergestürzt. Nein, nein, er wollte nicht aus dem Leben scheiden, den Kindern zuliebe nicht — und der Viktorine. Sie war oben im Dorfe geblieben; aber sie hatte ihm nachsehen müssen, wie er davon ging, das stand ihm fest, und ihre Gedanken, die wanderten sicher mit ihm.

Ein Vogel flatterte ängstlich pfeifend seinem Neste zu. Da unten flackerten noch immer die Lichtlein. Unendlich lang war der Gratzug. Immer neue Fackeln kamen und schwanden. Jetzt schauerte er zusammen. Es hatte ihn jemand am Arme gepackt. „Du fällst ja, Franz!"

„Viktorine, du —"

„Komm wieder herauf! Du sollst oben bleiben — bei mir!" Sie war fast außer Atem, so schnell hatte sie die Angst getrieben, er könnte sich ein Leides antun. Das Kopftuch hielt sie in der Hand, die losen Haare hingen ihr in die Stirne.

„Ja, ich komme — vergelt's dir Gott — es soll dich nicht gereuen." Er sprach langsam, mit zugeschnürter Kehle. Er mußte sich zuerst erholen, umsehen, wo er sich befand, denn er konnte das Glück noch nicht mit vollen Sinnen fassen.

Sie ergriff seinen Arm und stieg mit ihm langsam aufwärts. Der Mond schwebte am hellgestirnten Himmel, und über alle Höhen und Tiefen ergoß sich sein Glanz. Franz atmete schwer und hielt ihre Hand fest umschlossen in der seinen.

Als sie die Hütte der Viktorine erreichten, hellte sich sein Gesicht. Er erwachte wieder zum Leben und fuhr ihr sanft über die Wangen. „Muß ich ins Wirtshaus zurück, du Liebe du? Ich tu es nicht gerne. Ich lasse diese Hand nicht mehr los!"

„Du kannst im Stübchen meiner Söhne schlafen", versetzte sie ruhig und ließ es geschehen, daß er sie auf Mund und Wange küßte. „Das Zimmer ist jetzt leer, denn der ältere ist auch fort — nach Domo — und kommt erst morgen wieder."

Dann griff er fest und mannhaft aus.

„Ich möchte noch näher bei dir sein", bat er, und in seinen Augen lag es wie Freude und Verzückung. Er schlug den Arm um ihren Hals und zog sie hinein.

Am Morgen ging die Kunde durchs Dorf und drang durch offene und verschlossene Türen, der Franz Escher liege tot im Hause der Viktorine, ein Herzschlag habe seinem Leben ein Ende bereitet. Im Hause der Witwe! Die bösen Zungen zischelten, wurden aber bald zum Schweigen gebracht. Die Viktorine war eine rechtschaffene, eine tugendhafte Frau.

Auf dem Gottesacker seines Heimatdorfes, wo er seine Ruhe gefunden, wurde er begraben. Wenn die Glocke den Feierabend einläutete, dann sah man die Viktorine, den Blick auf die Straße gesenkt, wie in sich selbst verloren, das Gesicht im Kopftuch vergraben, hinunter zur Kirche wandern. Dort setzte sie sich in die Ecke, faltete die Hände und betete in heißer Inbrunst zu der Gnadenmutter. Sie betete für die arme Seele des Franz, dann für sich, dann wieder für ihn, denn aus Liebe zu ihr war ihm das Herz gesprungen.

(Aus J. Jegerlehners „An den Gletscherbächen". Verlag von A. Francke A.-G., Bern.)